

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 130.

Berlin, Donnerstag den 30. Oktober

1845.

Frankreich.

Noch einige Worte über Thiers und seine Geschichte Napoleon's.^{*)}

Gewiß ist Niemand geeigneter, die Geschichte des Jahrhunderts zu schreiben, als wer, durch inneren und äußeren Beruf, selbst auf die Ereignisse der Zeit eingewirkt hat und in dem Drama der Weltgeschichte, welches sich vor den Augen der Zeitgenossen entwickelt, eine bedeutende Rolle spielt. Je mehr in dem Geschichtschreiber Wissenschaft und Leben sich durchdringen, desto geeigneter ist er, sich mit seiner Darstellung zu identifizieren und uns die Fäden des Gespinnstes zu zeigen, an welchem er selbst einer der Werkmeister zu seyn verstände. Freilich giebt es nichts Vollkommenes unter der Sonne, und so geht bei diesem Standpunkte von der Unparteilichkeit des Historikers Manches verloren. Ein objektiver Standpunkt ist kaum möglich, wenn des Verfassers Subjektivität in den Begebenheiten oder durch sie so mächtig in Anspruch genommen ist, daß wir weniger den Weltbürger als den Genossen seines Volkes und seiner Zeit hören. Aber was die Kritik dabei einbüßen mag, das wird durch das rege, blühende Leben ersetzt, welches solchen Werken innewohnt. Man fühlt sich in die Begebenheiten hinein, wird in die Werkstätte der Zeiten eingeführt, das Gewordene wird gleichsam ein Werdenes, und der Geist, der durch die Weltgeschichte weht, stellt sich dem Leser lebendig vor die Augen. Nicht anders verhält es sich bei den Geschichtschreibern des Alterthums. Thucydides, Xenophon, Livius, Tacitus sind alle nicht das, was wir unparteiliche Historiker nennen. Ihre Seele lebt in ihrer Zeit und ihrem Volke, und eben darum sind ihre Werke ewig jung, ewig anregend, ewig fortbildend. Auch von diesen Meistern gilt indes, daß der Leser, der sich auf einen objektiven Standpunkt erheben will, ihnen nicht unbedingt folgen darf. Ihre Darstellung trägt immer Farbe, sie lieben und hassen, bewundern und verabscheuen. Wir wagen die Behauptung, daß die große und erhabene Gestalt des Perikles den unvergleichlichen Thucydides selbst zu einer größeren Rücksicht für die Schattenseiten seines Charakters und seiner Verwaltung bewog, als diese vielleicht verdienten. Bei den anderen Geschichtschreibern des Alterthums, die wir nannten, bedarf es des Beweises nicht, daß Unparteilichkeit in unserem Sinne ihnen fehle. Tacitus liebt in den Germanen die Tugenden, welche seine Römerseele in den Volksgenossen schmerzlich vermisst, und er schildert die Tyrannen mit einer Feder, die es bedauert, kein Dolch zu seyn. Livius treibt die Vorliebe für sein Rom, und Xenophon die für Sparta, die Aristokratie und (in der Cyropädie) für den persischen Helden zu einem Uebermaße, das wir nicht billigen mögen. Aber bei Allen wird, was in der Geschichtsschreibung zum Theil der Berichtigung bedarf, selbst zur Geschichte, macht uns gleichsam zu Zeitgenossen der großen Geister, von welchen wir lesen, erwärmt unsere Seele und setzt uns, eben durch das ungemeine Interesse, das es uns einflößt, in den Stand, bei ruhigerer Betrachtung, das Subjektive vom Objektiven zu unterscheiden.

Wir Deutsche sind, durch unsere Verhältnisse wie durch unseren Charakter, auf eine andere Art der Geschichtsschreibung angewiesen, welche große Vorzüge wie große Mängel hat, die ihr eigenthümlich sind. Die Männer der Wissenschaft stehen bei uns zu entfernt vom Leben im Großen, um es, im höheren Sinne des Wortes, mit durchlebt oder gar, wir möchten sagen, mit geschaffen zu haben. Kommt bei uns ein ausgezeichnete Schriftsteller, ausnahmsweise, zu einer hohen Stellung, so ist er dadurch nicht, wie bei den Völkern des Alterthums und noch jetzt in England und Frankreich, in seinem Kreise und gewissermaßen in seiner Wirksamkeit geblieben, sondern aus beiden herausgetreten. Er ist in den Olymp versetzt worden, wo man die Bewohner der Erde zwar sieht, aber wenig von ihnen gesehen wird und noch weniger gesehen seyn will. Darum sieht man bei unseren Geschichtschreibern weniger, wie das Gespinnst der Weltgeschichte sich bildet, aber man lernt es genauer betrachten und seine Fäden zählen. Tiefes Quellenstudium, gründliche Forschung nach jeder Richtung hin, ein ruhiges, ernstes und unparteiisches Urtheil — sind die eigentlichen Vorzüge des deutschen Gelehrten überhaupt, wie des deutschen Geschichtschreibers insbesondere. Das lebhafteste und nicht selten leidenschaftliche Eingehen in die Begebenheiten ist der Stellung der Männer der Wissenschaft in unserem Lande und in mancher Beziehung auch dem National-Charakter des Deutschen weniger eigen, und diejenigen, welche sich in eine gewisse dithyrambische Begeisterung, oft ziemlich künstlich, hineinzuarbeiten

suchten, sind in der Regel nichts weniger als glücklich in diesen Versuchen gewesen. Der große Vorzug des deutschen Geschichtschreibers ist, daß er der parteilosen, völlig objektiven Betrachtung am meisten fähig ist und die Welt so ruhig und gründlich zu beurtheilen weiß, wie andere Völker kaum die Vorwelt. Seine Mängel, die nicht ihm, sondern der geringen Anerkennung, die er hierlandes bei den Großen der Erde findet, und noch mehr dem Mangel an eigentlich öffentlichem Leben in Deutschland zuzuschreiben sind, bestehen darin, daß ihm, in der Regel, der große freie Blick des Staatsmannes fehlt, daß er in dem Strom der Zeiten die einzelne Welle zu sehr, die gewaltige Strömung oft nicht genug beachtet. Ein großer Geschichtschreiber, sagt Johannes von Müller, muß die Eigenschaften eines großen Königs haben. Des deutschen Gelehrten Königtum aber ist nicht von dieser Erde, und darum steht sein praktischer Blick selten auf der Höhe seines Geistes. Wie nach dem alten Testamente Moses die Gottheit, so sieht der deutsche Gelehrte den großen Weltgeist nur, wenn er vorübergezogen; ihn selbst, sein Leben und Sausen, sein Wollen und Wirken, sein Wesen und Werk, hält man, so viel man es vermag, bei uns sorgfältig verborgen. Man hütet uns so sehr vor der Zugluft, daß die freie, frische Bergluft selten in ihrer ganzen Fülle zu uns zu dringen vermag. In England und Frankreich hingegen, wo sich der Geist Bahn gemacht und ein irdisches Königtum gegründet hat, sind die Verhältnisse denen der Alten ähnlicher. Wer heute dort Geschichte lehrt, hilft sie morgen machen und hört nicht auf, sie zu lehren. Wissenschaft und Leben gehen dort Hand in Hand, im Einzelnen vielleicht zum Nachtheil, im Ganzen und Großen aber gewiß zum Vortheil beider. Der bedeutende Redner findet im Parlamente, der bedeutende Schriftsteller im Staats- oder Ministerrathe seinen Platz: Wort wird That, und That bedarf des Wortes. Freilich wird dadurch der Geschichtschreiber auch in eine Partei gedrängt und findet nicht immer Zeit zu jener minutiösen Genauigkeit, deren Werth wir keinesweges verkümmern wollen, aber er sieht, lernt und lehrt auch die Geschichte im Großen, wird in die Seele der großen Männer, in das Herz der Zeit versetzt, und während wir ihn lesen, leben wir uns in seine Helden hinein.

Mit wahrer Meisterschaft hat der Verfasser des vorliegenden Geschichtswerks in diesem, wie in seiner Geschichte der Revolution, dessen Fortsetzung es bildet, diese Vorzüge bewahrt. Wenige versprechen es, wie er, die Begebenheiten so zu gruppieren, daß sie sich einander den Weg nie verschränken, fast immer bahnen. Diese Klarheit der Darstellung entsteht aber aus der großen Klarheit der Auffassung. Er sieht die Verhältnisse der Länder und Zeiten im Großen, erkennt mit Staatsmannsblick, was in jeder Epoche Noth thut, und ist doch weit von jener diplomatischen Kälte entfernt, die überall nur Thatfachen, nirgends Ideen erfährt. Er zeigt dabei aufs einleuchtendste, wie in dem großen Drama, das wir die französische Revolution nennen, Vorbereitung und Entwicklung mit solcher Blüheschnelle auf einander folgen, wie Personen und Ideen in so kurzer Zeit sich verbrauchen mußten, daß der häufige Wechsel in den Zuständen weniger, als es scheint, in der Veränderlichkeit des Volks und mehr in den immer neu auftauchenden neuen Bedürfnissen, ich möchte sagen Nothwendigkeiten einer schnell veränderten Zeit liegt. Es ist wahr: auf das Drama der Revolution mußte gewissermaßen das Epos der Konsular- und Kaiserregierung folgen, wenn jenes, so groß in seinen Motiven, in seinen Resultaten nicht fast zu einem Nichts, zu einer schlechten Komödie werden sollte. Als die blutige Schreckenregierung verbraucht war und das Advokatenregiment des Direktoriats sich unmöglich halten konnte, da bedurfte es eines mächtigen Arms und eines mächtigeren Geistes, um das Volk zurückzuhalten, in das entgegengesetzte Extrem zu fallen und mit den Blutscenen der Revolution auch ihren Wohlthaten zu entsagen. Die eigentliche Repräsentativ-Verfassung aber war in jenem Augenblick schwer in ihrer Würde zu erhalten, selbst wenn der erste Konsul ihr eben so gewogen gewesen wäre, als er ihr gram war. So gräßliche Thaten waren mit so schönen Werken verbunden worden, daß das Wort sein Ansehen in Frankreich für den Augenblick fast verloren hatte. So Vieles war zu thun, nach Innen, um eine feste bürgerliche Gesetzgebung, eine geregelte Administration, einen ruhigen und festen bürgerlichen Zustand, eine religiöse Reorganisation hervorzubringen und zu begründen; nach Außen, um die alten Dynastien in Europa zur aufrichtigen Anerkennung der neuen Ordnung der Dinge in Frankreich und ihrer, zwar der Freiheit abhold gewordenen, aber doch die Gleichheit und manches der moralischen Resultate der Revolution vertretenden neuen Regierung gleichsam zu nöthigen, daß mancher Gewaltreich jener Epoche in seinem innersten, tiefsten Grunde an Nothwehr streift und manche despotische Einrichtung gleichsam geboten war, um ohne unerfesslichen Zeitverlust die Wiedergeburt des in

^{*)} Von der Histoire du Consulat et de l'Empire ist nunmehr der fünfte Band erschienen.

feinen innersten Fugen erschütterten Landes zu vollenden. Ganz in derselben Weise wurde Frankreich (leugnen wir es uns nicht) auch dem übrigen Europa gegenüber oft zum Hammer, um sich nicht zum Ambos erniedrigen zu lassen, wie denn gleich im Anfange der Revolution das Manifest des Herzogs von Braunschweig, welches einem großen Volke Bedienten-Devotion vorschrieb, wesentlich mitgewirkt hatte, blutigen Troß zu erzeugen und zu vermehren.

Dieser von uns anerkannten Wahrheit steht aber eine andere zu Seite, die uns nicht minder unleugbar scheint, welche aber unser Verfasser zu wenig beachtet. Wir wissen dieselbe nicht besser als mit den Worten auszudrücken, in welchen Herr Guizot mit unvergleichlicher Präcision und tiefer Wahrheit Alles erschöpft hat, was über die Geschichte dieser Zeit zu sagen ist. In der Revolution, sagte er nämlich, ist jede Regierung von einem Prinzip ausgegangen, das an sich ganz richtig war; aber jede ist zu Grunde gegangen, weil sie dieses Prinzip weit über Gebühr ausgedehnt und dessen Folgen bis zum Unfönn oder zur schreiendsten Ungerechtigkeit getrieben hat. Wenn es also auch wahr ist, daß Napoleon selbst als erster Consul die Formen der Repräsentativ-Verfassung nicht ganz einführen konnte, die Freiheit des Wortes und der Presse einigermaßen einschränken und sich, im Interesse der Reorganisation des so tief durchwühlten Landes, eine gewisse Diktatur anmaßen mußte, folgt daraus, daß er die Wahl der Deputirten, die politischen Institutionen, die Presse, die freie Meinungsäußerung im Tribunale, und wo er sie irgend fand (etwa in seinem Staatsrathe) ausgenommen, wo sie eben nur seinem erleuchteten Despotismus dienen konnte, so knechten mußte, wie er es zu jeder Zeit gethan? Durch die Sieyessche, von ihm in seinem Sinne veränderte Zwitter-Constitution hatte er Volksrepräsentanten, die das Volk nicht gewählt, von denen ein Theil (die Tribunen) reden, aber nichts beschließen, der andere (die Glieder des gesetzgebenden Körpers) beschließen, aber nicht reden durfte, und über welche alle ein Senat gesetzt war, der, wie unser Verfasser selbst zugiebt, seinen Attributionen nach, nichts Anderes werden konnte als eine venetianische Oligarchie oder eine Regierungsmaschine. Angenommen, aber nicht zugegeben, dies Alles hätte damals ohne Nachtheil des Landes nicht anders seyn können; sogar weiter angenommen: die Veränderungen, welche der erste Consul mit dieser Sieyesschen Parodie der Repräsentativ-Verfassung vorgenommen hatte, um sie aus einer oligokratischen zu einer despotischen zu machen, seyen nicht minder durch die eigenthümlichen Verhältnisse der Zeit geboten gewesen, konnte er sich dann noch über zu großen Widerstand beklagen, mußte er noch weiter gehen und jeder Opposition, jedem Versuche, seiner fast schrankenlosen Regierungsgewalt entgegenzutreten, mit solcher Härte, mit solchem Despotismus begegnen, wie es schon unter der Consulats-Regierung geschah und später nur weiter ausgebildet wurde? Wer aber, ohne Befangenheit, das Verfahren Napoleon's gegen das ohnmächtige, aber mit dem Rechte des Wortes ausgestattete Tribunal überdenkt, muß sich sogleich überzeugen, wie dessen Erniedrigung und endliche Auflösung gleich im Voraus bei ihm beschlossen war. Gleich bei dessen Eröffnung wird der Umstand benutzt, daß ein einzelnes Mitglied, mit Hindeutung auf ihn, sich eines unziemlichen Ausdrucks bedient.^{*)} In der nächsten Sitzung wird dieser Tribun zwar darüber hart und etwas höfmannisch, d. i. knechtisch und herrlich zugleich, von seinen Kollegen zurückgewiesen und nimmt selbst das unglückliche Wort zurück; vergebens — die Sühne kann nur dadurch vollendet werden, daß von den armseligen Rechten dieser Schattenrepräsentation gleich ein Stück gekürzt und sie (durch einen Gesekentwurf, den sie selbst besätigen muß) der Ehre unwürdig erklärt wird, von der Regierung, welche sie kontrolliren soll, nur direkte Mittheilungen zu erhalten. Fortan erfährt sie erst durch den gesetzgebenden Körper, welche Gesetze die Regierung ihr zur Berathung vorlegt, und man bestimmt ihr, wie einem verklagten bösen Schuldner, den Tag, bis zu welchem sie ihre Einreden vorzubringen hat, widrigenfalls sie ungehört abgewiesen wird. Von da bis zu den weiteren Gewaltschritten gegen diese armseligen Volksvertreter, welche nichts weiter dürfen, als das, was der erste Consul wie der nachmalige Kaiser am wenigsten leiden mag: reden^{**)}, ist in der That der Uebergang nicht groß, und Napoleon zeigte sich hierin wie in Allem weit konsequenter, aber auch weit weniger gerecht und freisinnig, als unser Verfasser ihn darstellt.

Ganz dasselbe, was von der inneren, gilt auch von seiner Führung der äußeren Angelegenheiten. Es ist wahr: um Frankreichs plebejischer, nur auf Gente und Thakraft, nicht auf Ahnen und alte Pergamente gestützten Regierung bei den Kabinetten Europa's den Einfluß zu sichern, den sie, im Interesse der Neuzeit, behaupten mußte, war ihr Oberhaupt oft genöthigt, das Schwert des Brennus in die Waagschale zu legen und in gerechtem Selbstgefühl das Bewußtseyn seiner geistigen und materiellen Ueberlegenheit etwas stark vorzotönen zu lassen. Aber wir müssen auch hier auf Herrn Guizot's Wort zurückkommen: das an sich richtige Prinzip wurde (schon unter der Consulats-Regierung) weit über die Gebühr, bis zur herbsten Verletzung des Selbstgefühls und der Rechte anderer unabhängigen Mächte ausgedehnt. Um die Gränzen dieser Rezenktion nicht zu sehr auszudehnen, mag auch hier ein Beispiel genügen, das einem anscheinend geringfügigen Umstand entlehnt ist, aber recht einkleuchtend zeigt, wie sich Napoleon das Verhältnis seiner Rechte und seiner Pflichten gegen andere große Völker dachte. Er läßt seinem Ge-

sandten in England durch Talleyrand die Weisung zukommen: Erklären Sie den Ministern: jede Aeußerung im Parlamente, ich würde dieses oder jenes nicht thun können oder dürfen, werde zur unmittelbaren Folge haben, daß ich es eben deswegen sogleich thue (T. IV. S. 230). Gewiß eine Erklärung, die mehr als ungewöhnlich, mehr selbst als hart ist und in ruhigen Zeiten unerhört genannt werden könnte. Keine Macht kann sich für beleidigt halten, wenn man sie durch Verträge oder auch durch das allgemeine Staatsrecht von Europa gebunden erklärt, bestimmte Dinge zu unterlassen. Jetzt wollen wir, und allerdings nicht ohne Grund, annehmen, die außerordentlichen Verhältnisse, in welchen sich die neue Regierung der stolzen Aristokratie Englands gegenüber befand, hätten eine solche Sprache, wenn auch nicht erfordert, doch gerechtfertigt. Wer aber seine und seines Volkes Bürde so hoch hält, muß auch die Bürde befreundeter Völker und Kabinette zu achten wissen, wenn, was an sich als edler Stolz erscheinen kann, nicht zum unerträglichen Hochmüthe werden soll. Wie verhält sich nun hierzu, daß kurz darauf, bei noch schwebenden Unterhandlungen, der erste Consul in eigener Person seinem gesetzgebenden Körper vor ganz Europa erklärt: „England kann es nicht wagen, allein gegen Frankreich in die Schranken zu treten“, und so ein großes, freies, stolzes Volk an der empfindlichsten Seite, an der Nationallehre, angreift, die er seinerseits so hoch gehalten wissen will? Unserem Verfasser sind dies kleine Formfehler; uns geben sie den Maßstab des Geistes, in welchem Napoleon, wie freilich auch Cäsar, Alexander, Friedrich und die großen Eroberer alle, verfuhr.

Was von dieser einzelnen, das läßt sich von allen Angelegenheiten sagen, welche der erste Consul mit den auswärtigen Mächten verhandelte. Frankreichs Lage und Stellung machten es ihm zum Theil notwendig, sich, mehr als sonst billig gewesen wäre, in dieselben zu mischen, weil sie zu mächtig auf Frankreich reagierten und ohne es kaum zum Ziele kommen konnten. Napoleon mußte manchen gordischen Knoten mit dem Schwerte zerhauen, weil die Gerechtigkeit und Mäßigung, die man ihm zumüthete, auch in den anderen Kabinetten durchaus nicht zu finden war. Leider in mancher Hinsicht nur zu wahr! Aber mußte er darum diese Einmischung in eine Diktatur verwandeln, Provinzen rechts und links, ohne alle Rücksicht auf die Gesinnung und Richtung ihrer Bewohner, wie Hausgeräthe, wie Blechherden an diesen oder jenen Fürsten verschenken oder vertauschen? Ja, wollte man selbst dieses unerhörte Treiben mit der allerdings noch verwerflicheren Gesinnung der angestammten Herren entschuldigen, welche dergleichen von ihm annehmen und ihn wohl gar dazu veranlassen konnten, was läßt sich dafür sagen: daß er, der Erbe der Revolution, ihr Vertreter, wie er sagte, in allem Guten und Rechten, daß er sich nicht scheute, in Martinique die Sklaverei wieder einzuführen, und dieselbe allem Anschein nach in St. Domingo zurückgebracht hätte, wenn die Verheerungen des Klima's, das gelbe Fieber und die gerechte Wuth der unglücklichen Schwarzen seine Pläne in dieser Beziehung nicht vereitelt hätten? Lepteres stellt unser Verfasser freilich in Abrede, aber wir brauchen nur seine eigenen Worte anzuführen, um ihn hinreichend zu widerlegen. In Guadeloupe, sagt er (T. IV. S. 158), hatte der tapfere Richepanse die aufrührerischen Neger gebändigt und sie wieder der Sklaverei unterworfen, nachdem er die Häupter des Aufstandes vernichtet hatte. Diese Art Gegen-Revolution war möglich (auch gerecht, menschlich, den vorgeschützten Grundsätzen gemäß???) und ohne Gefahr in einer so wenig ausgedehnten Insel wie Guadeloupe. Aber es war ein bedeutender Uebelstand (nichts weiter?), daß sie den Schwarzen in St. Domingo (wohl mit Unrecht?) Besorgnis über das Schicksal einflößte, das ihnen bevorstände.^{*)} War ein solches Verfahren von Napoleon's Seite, wir fragen jeden Freund der Menschheit, Herrn Thiers selbst, nicht ein gottloses Verleugnen aller Humanität und aller, nicht destruktiven, sondern edeln und ewig wahren Grundsätze seiner Mutter: der Revolution? Womit kann also unser Autor den Ausspruch rechtfertigen: der erste Consul habe, bis zum Tode des Herzogs von Enghien, als ein wahrer Weiser (sage) gehandelt?

(Schluß folgt.)

Brasilien.

Entdeckung einer alten Stadt in den Wäldern Brasiliens.

(Schluß.)

„Auf jenen Rissen lagen zuweilen gemeißelte Steine mit Inschriften, wie wir deren auch auf den Ruinen des erwähnten Tempels und über dem Eingange eines Landhauses gefunden hatten, das etwa einen Kanonenschuß von der Stadt entfernt lag.“ In diesem Landhause fiel uns eine breite Treppe aus mehrfarbigen Steinen auf, und ein ungeheurer Saal, aus dem man durch funfzehn Thüren in funfzehn kleinere Säle gelangte, in deren jedem eine Fontaine angebracht war.

^{*)} A la Guadeloupe le brave Richepanse... avait dompté les nègres révoltés et les avait remis dans l'esclavage après avoir détruit les chefs de la révolte. Cette espèce de contre-révolution était possible et sans danger dans une île comme la Guadeloupe, mais elle offrait au grave inconvénient, celui d'effrayer les noirs de St. Domingue sur le sort qui leur était réservé (T. IV. p. 158.) Vergl. hiermit S. 142: Il (Toussaint) résolut de persuader aux noirs que leur liberté était en péril. Die Sklaverei wurde übrigens nicht nur in Guadeloupe, sondern auch in Martinique, Tobago, St. Lucie durch ein Geis (20. Mai 1802) förmlich gut geheißen!

^{**)} Die Buchstaben dieser Inschriften, die in der französischen Uebersetzung mitgetheilt sind, ähneln theils den phönizischen, theils den Runenbuchstaben.

^{*)} Der Tribun Duvergier, ärgerlich, daß man den Sitz des Tribunats in das Palais-Royal verlegt hatte, wo damals das Hauptquartier der Freudenmädchen und anderer schlechten Gesindels war, hatte von einem Isolo de quinze jours gesprochen, gegen dessen Uebergriße man sich zu schützen wissen würde.

^{**)} Herr Thiers giebt dies in einem ihm vielleicht entschläpften Sage selbst zu. Le premier Consul, sagt er, en conçut néanmoins (nämlich trotz der Reparation) pour le Tribunal une aversion insurmontable qu'il aurait éprouvée du reste pour toute assemblée libre, usant et abusant de la parole (T. I. S. 110 der Leipz. Ausgabe).

„Nachdem wir noch einige Zeit längs des Flusses hinabgegangen waren, entdeckten wir ohne große Mühe fast auf der Oberfläche des Bodens Gold- und Silberadern, von denen wir uns große Ausbeute versprechen.“

„Aber alle unsere Nachforschungen über die früheren Verhältnisse der räthselhaften Stadt blieben vergeblich. Eine große und gebildete Bevölkerung muß früher diese Orte bewohnt haben, die heute nur von Schwaben, Hledermäusen, Ratten und Füchsen besucht sind. Die Matten haben hier merkwürdiger Weise so kurze Beine, daß sie, ganz unähnlich den unsrigen, wie die Hölze springen.“

„Einer aus unserer Gesellschaft, Namens Joao Antonio, fand in einem eingestürzten Hause eine goldene Münze von großem Umfange. Auf der einen Seite war das Bild eines knieenden jungen Mannes, auf der anderen eine Krone, ein Bogen und ein Pfeil. Wir zweifeln nicht daran, daß sich noch sehr viel dergleichen in dem Schutt vorfinden werde: nur gehören viele Kräfte dazu, denselben wegzuräumen, da er im Laufe der Zeit zu einer festen Steinmasse geworden ist.“

„Ich schicke Euch diese Nachrichten aus den Wäldern der Provinz Bahia in der Nähe der Flüsse Para-Dacu und Una, bin aber der Meinung, daß dieselben nicht verbreitet werden, damit man nicht etwa Dörfer und Flecken verläßt, um hierher zu kommen. Inwiefern biete ich Ihnen einen Antheil an den von uns entdeckten Minen an, in Erinnerung alles dessen, was ich Ihnen schuldig bin“

Es ist zu bedauern, daß der Berichtsteller, der jene Stadt gesehen hat und leicht alle Einzelheiten beschreiben konnte, wie aus einigen Redensarten seines Briefes hervorgeht, zu unwissend und kleinlich war, als daß seine Beschreibung der Wissenschaft Nutzen brachte. Zu diesem Zwecke wären Zeichnungen der Gebäude und Vergleichen dieser Ruinen mit denen von Palenque in Mexiko und den alten Städten Afiens nöthig gewesen. Indeß beruhige es uns, daß die brasilianische Regierung bereits seit drei Jahren Nachforschungen in jenen Gegenden anstellen läßt. Vor kurzem hat das Haupt der Expedition, der Kanonikus Benigno José de Carvalho, dem Präsidenten der Provinz Bahia über seine Reise Bericht erstattet. Zugleich richtete er an das brasilianische Institut einen Brief folgenden Inhalts:

„. . . Ich bin durch die Berge von Saicora gereist, bei demjenigen anfangend, wo wir unsere neuen und reichen Diamantengruben eröffnet haben. Ich folgte dem Laufe der Flüsse, untersuchte ihre Lage, um vielleicht einige von den Zeichen wiederzufinden, die in dem Manuskript der Bibliothek angegeben sind, und zog bei den Einwohnern der Umgegend Erkundigungen über Alles ein, was man von dem Inneren des Landes erzählte. Dabei hörte ich die Geschichte von dem weißen Pirike, dem die Reisenden von 1753 die Auffindung eines Weges verdanken, der sie über die Kryptallberge nach der verlassenen Stadt führte. Jetzt war ich unschlüssig, was ich thun sollte, denn ich hatte von dem Gebirge aus nichts Auffallendes bemerkt.“

„Endlich erzählte man mir auch noch von einem Flusse, der den Geographen bisher unbekannt geblieben ist. Er sollte breit und tief seyn und links vom Para-Dacu liegen. Die benachbarte Bevölkerung scheint sich seit, bis dahin vorzudringen, weil die Sage ging, daß dort ein Reich von entlaufenen Negeren existire. Nach den Einzelheiten, die mir ein Neger über diesen Fluß mitgetheilt hat, zweifle ich keinen Augenblick, daß es der im Manuskript erwähnte ist. Dieser Schwarze gehört einem Manne in Drobo; er erbot sich, mir eine Stadt zu zeigen, in der er, nachdem er seinem Herrn entflohen war, die Jugend verlebt hatte. Später als ihm von dem Haupt der entlaufenen Neger eine harte Strafe auferlegt worden war, kehrte er zu seinem ersten Herrn zurück. Zur Belohnung dafür erhielt er die Freiheit. Als ich ihn aber mit mir nehmen wollte, verbarz ihn sein Herr vor mir.“

„Nach der Erzählung des Sklaven existiren in der Umgebung der verlassenen Stadt drei Negerbanden, die sich von der Jagd nähren. Wirklich entdeckte ich, den angezeigten Weg verfolgend, auf mehreren Bergen Feuer. Ich befand mich also kaum drei Meilen von dem erwähnten Flusse entfernt, zumal feststeht, daß jene Bergbewohner nicht unter den brasilianischen Gesetzen stehen. Wäre ich besser von der Regierung unterstützt worden, so hätte ich längst meine Aufgabe beendet. Denn ich kann versichern, daß die Stadt wiedergefunden ist; aber ich brauche Unterstützung und kann diese Gegenden, in denen wilde Menschen und Thiere hausen, nicht betreten, ohne Bewaffnete und Lebensmittel mit mir zu nehmen. Die neue Diamantengewinnung hat das Leben in diesen Gegenden ausnehmend theuer gemacht und ist auch Ursache, daß ich keine Begleiter finde, da man wenig geneigt ist, reelle Vortheile für ein gefährliches und unvorteilhaftes Unternehmen aufzugeben. Ich befinde mich jetzt an demselben Orte, wo ich vor zwei Jahren, ohne es zu wissen, in einer Pantherhöhle schlief. Damals war die Gegend wild und raub; heute zeigt sich hier das bewegte Leben großer Städte und ein gewinnreicher Handel. Carapato, den 23. Januar 1845.“

Benigno José de Carvalho e Cunha.“

Wenn man, der Beschreibung nach, die Denkmäler jener Stadt mit denen von Palenque und selbst mit den Ruinen in Nord-Amerika vergleicht, so wird man viele Ähnlichkeiten finden, z. B. die Statuen gegürteter Männer und solcher, die nach Norden zeigen, Gebäude ohne Fenster, die ihr Licht durch die Thür erhalten, große Säle, breite, bunte steinerne Treppen, gemeißelte Steine mit Inschriften über den Eingängen und, was sehr auffallend ist, Kreuze von verschiedenen Formen. Es ist keinesweges zu bezweifeln, daß die alten Völker Amerika's eine gewisse Kultur gewannen; aber lähn wäre es, über ihre Verbindung mit asiatischen Stämmen etwas direkt zu behaupten, obgleich sich manche Ähnlichkeiten zwischen den Ueberresten der Uebewohner beider Welttheile nicht leugnen lassen.

Vielleicht war die neue Welt sehr eng mit der alten verbunden. Wer kann sagen, ob nicht die eine eines Tages die andere erklären wird? Man hat die Ruinen von Palenque aufgefunden, die mehrere Meilen im Umkreise haben, man hat Spuren untergegangener Drischaffen in den Anden von Chili entdeckt, Nord-Amerika ist besät mit Ueberresten von Bauten der Scandinavier oder anderer Völker, in der Provinz Maranhão konnten im Jahre 1828 alle Bewohner des Distrikts Bianna auf dem Grunde eines Sees während einer großen Trockenheit Gebäude und Straßen erkennen. Wie viele ehemalige Menschenwohnungen mögen jetzt auf dem Boden eines Flusses oder unter Felsen ruhen, die von Ewigkeit an ihrem Ort zu stehen scheinen! Eine Ueberschwemmung machte einst die Wälder Friedlands verschwinden, eine andere Verfallung in Bengalen vierzigtausend Menschenleben, eine Umwälzung in der Natur schuf in Seeland an der Stelle einer blühenden Stadt einen Weg für die Schiffe.

Hat sich in Amerika nicht Ähnliches ereignet? Es ist nicht daran zu zweifeln, denn überall lassen sich noch die Spuren davon nachweisen. Barandier fand im vorigen Jahrhundert eine tatarische Inschrift in den Ebenen Kanada's, auf den Küsten Brasiliens haben mehrere Reisende Steine mit Runenschrift gesammelt; die Jesuiten von Quebec versichern, eine jener phönizischen Inschriften in Händen gehabt zu haben, die von Gebelin erklärt worden sind, Debrei fand eine solche vier Meilen von Rio Janeiro, Adet (dem wir diesen Aufsatz entlehnen) sah auf dem Felsen von Savia eine sehr große, die halb hebräischen, halb äthiopischen Lettern gleich. Eine Kommission, die von der Regierung zur Erklärung dieser Zeichen niedergesetzt ist, hat noch nichts darüber entschieden. Dasselbe gilt von den geheimnißvollen Inschriften unserer Stadt. Es sind offenbar phönizische und Runenzeichen darin; aber was kann man daraus schließen? Soll man in die Phantasieen Kingsborough's verfallen, der beweisen wollte, daß die alten Hebräer Amerika kolonisiert haben? Es ist dies eine gewagte und bei den Gelehrten unserer Zeit in geringem Kredit stehende Meinung, und dennoch stellen sich ungesucht manche Ähnlichkeiten heraus. Welcher Erklärer der Bibel hat uns z. B. genau und deutlich sagen können, was Dypir, Pharvaim und Tharsis war? Einige haben die Orte in den Kontinent. Andere gar auf Berggipfel gesetzt u. s. w. Bleiben wir einen Augenblick bei diesem Gegenstand stehen.

Alle Welt weiß, daß das südliche Reich zur Zeit Salomo's in seiner Blüthe war, daß zu dieser Zeit die Juden, Phönizier und Aegyptier ihre Handelschiffe vom rothen Meere nach Dypir, Pharvaim und Tharsis schickten. Man brauchte drei Jahre zu dieser Reise und brachte Affen, Vögel, Farbstoffe, Gold, Steine, kostbares und wohlriechendes Holz mit. Man könnte sagen, daß nur gerade eine Reise nach Amerika für so geübte Seefahrer, als die Phönizier waren, drei Jahre dauern dürfte, und daß man nirgends anders als dort all' diese Waaren beisammen finden konnte. Aber man findet auch, daß Dypir und Pharvaim ganz gut Peru und Mexiko bedeuten können. Ein deutscher Philologe führt dazu folgenden Beweis: D (oder vielmehr 'N) bedeutet im Hebräischen: Insel, Ppir oder Pir, was nach Gesenius aus dem Sanskrit (purna) abstammt, heißt: Oien, also Dypir so viel als „Insel Pir“, oder Peru-Inseln des Ostens. Mit dem Pharvaim hätte es dann folgende Verwandnis. Die alten Seefahrer nahmen Peru für eine Insel, Mexiko, da sie den Isthmus von Panama nicht kannten, natürlich auch für eine. Pharvaim oder Parvaim wäre dann nur der hebräische Dualis von pir oder purna und bedeutete: die beiden östlichen Gegenden. Man findet in der Bibel, daß Gold von Sepharvaim gleichbedeutend ist mit: Gold von Dypir. Nun ist aber Sepharvaim dasselbe, was Pharvaim, denn im Hebräischen wird sehr oft des Wohlklanges wegen ein s vor aspirierte oder mit einem Vokal anfangende Worte gesetzt. Die Septuaginta sagt Soppir statt Dypir; Sepharvaim heißt also die beiden Dypir. Andere Proben von Ähnlichkeit zwischen der hebräischen und den amerikanischen Sprachen wären folgende: In dem Worte: Inkas (Name der peruanischen Kaiser) liegt die Wurzel enk, aus der das hebräische Enakim (großes und starkes Geschlecht) gebildet ist, in dem Wort Azteken, die Wurzel zek, die dem hebräischen Hazadikim (die Gerechten), einem sehr gebräuchlichen Titel, zu Grunde liegt. In den Inseln des stillen Meeres, welche die alten Seefahrer passiren mußten, bedeutet Kanako, das ebenfalls die Wurzel nk hat, dasselbe, wie Enakim. Die Peruaner nennen ihre Sprache Kischua; es ist unleugbar, daß dies Wort mit Kadash (hebräisch: heilig) übereinstimmt. So könnten noch vielerlei Beispiele angeführt werden, die aber weniger für Beweise, als für Grundlagen fernerer Untersuchungen angesehen werden müssen.

Eben so findet sich in den amerikanischen Sprachen manches Uebereinstimmende mit dem Sanskrit, zum Vortheil derer, die dies für die eine Ursprache des Menschengeschlechts halten. Doch läßt sich noch nicht bestimmen, wie viel der Zufall an dem Gleichklange mancher Wörtern Antheil hat. Denn die amerikanischen Völker versammeln ihre Wurzelwörter so, daß sie kaum herauszufinden sind. Die Verwirrung wird noch dadurch vermehrt, daß die Europäer die amerikanischen Sprachen mit ihrem Alphabete, in welchem manche Laute nicht vertreten sind, wiedergeben wollen und ein Jeder dies, seinem Dialekte gemäß, thut. Auf dieselbe Weise aber, wie sich durch solche Verdrehungen zufällige Ähnlichkeiten zwischen asiatischen und amerikanischen Sprachen erzeugen können, mögen auch wirklich vorhandene verloren gehen. Auch in den grammatischen Formen herrscht Uebereinstimmung. So wird z. B. von zwei Substantiven, wenn sie neben einander stehen, das erste zum Genitiv. — Im Norden ist die Verbindung beider Welten sogar geographisch nachweisbar. Die Behringstraße ist nicht tief, nur dreizehn Meilen breit und läßt sich den größten Theil des Jahres, da sie regelmäßig zufriert, trockenen Fußes passiren. Ferner stehen die aleutischen Inseln durch Hügelketten unter

der Meeresoberfläche mit einander und den Kontinenten von Asien und Amerika in Verbindung, was schließen läßt, daß früher hier ein fortlaufendes Festland existirt hat.

Was indeß bisher in dieser Beziehung aufgefunden worden ist, steht noch zu vereinzelt da, als daß ein Schluß daraus erlaubt wäre. Vielleicht, daß einst ein Cuvier aufsteht und aus diesen fossilen Ueberresten eine Welt wieder aufbaut, die seit Jahrtausenden in der Nacht der Vergessenheit begraben liegt.

(Rev. Ind.)

Syrien.

Die Juden in Jerusalem.

Das Juden-Quartier ist auf dem östlichen Abhang des Berges Zion, dem Tempelberg Moria gegenüber, wo bekanntlich der Salomonische Tempel gestanden hat und wo jetzt die Moschee Omar steht. Seit Hadrian durften die Juden nicht in der Hauptstadt ihres eigenen Landes wohnen, und das Verbot blieb mit mehr oder weniger Strenge unter den christlichen Kaisern in Kraft. Erst durch die Eroberung der Muhammedaner öffneten sich ihnen die Pforten des geheiligten Vaterlandes wieder, und ihre Zahl wuchs jährlich, bis sie jetzt die Höhe von 6000 Seelen erreicht. Das jüdische Viertel macht den zwanzigsten Theil des Flächeninhaltes der Stadt aus, die nach Verhältnis der jüdischen Bevölkerung 120,000 Seelen haben müßte, aber nur 18,000 hat, worunter 8000 Muhammedaner und 4000 Christen.

Die Juden zerfallen in zwei Hauptgemeinden, in die spanische und die deutsche. Die erstere ist die zahlreichere und besteht aus Eingebornen, die Unterthanen der Pforte sind und unter der Jurisdiction ihres eigenen Ober-Rabbi stehen, welcher die Entscheidung in Kirchen- und Civil-Angelegenheiten in seinen Händen hält und den Titel Hakam Pascha führt. Sie haben vier geräumige Synagogen und mehrere Lehr-Anstalten (Botte Midrasch). Unter deutschen Juden versteht man solche, die aus Deutschland, Polen und anderen europäischen Ländern ins heilige Land eingewandert sind. Sie genießen den Schutz ihrer respektiven Konsuln und sind folglich weniger von der Lokal-Behörde gedrückt. Die deutsche Gemeinde zerfällt aber wieder in zwei scharf geschiedene Abtheilungen, wovon die eine aus Peruschim (Pharisäern) und die andere aus Chasidim (Pietisten) besteht. Jede Abtheilung hat zwei Synagogen und einen Hauptrabbiner.

Im Allgemeinen sind die Juden der heiligen Stadt sämtlich Gelehrte, deren vorzüglichste Beschäftigung darin besteht, die väterliche Literatur zu studiren. Solches Studium wird für ein heiliges gehalten, und die Einwohner Jerusalems werden deshalb von ihren Glaubensbrüdern der ganzen Welt mit Geldspenden unterstützt. Von allen Theilen der Erde werden Beiträge nach Jerusalem geschickt, die frommen Gelehrten zu ernähren. 36 Lehranstalten sind in der Stadt, in welchen sowohl die Lernenden wie die Lehrenden honorirt werden, und zwar theils aus Legaten, die von frommen Männern zu diesem Zwecke bestimmt wurden, theils aus freiwilligen Beiträgen, welche durch Abgesandte der Synagogen auswärts gesammelt werden. Sehr wenige Juden folgen demnach irgend einem bürgerlichen Geschäftsbetriebe, ausgenommen dem Gewerbe von Bäckern und Schlächtern u. dgl., da die Orthodoxen nur solche Speisen und Brod genießen, welche von orthodoxen Händen zubereitet sind. Da sich diese Frommen also gar nicht um weltliche Dinge kümmern, so theilen sie ihre Tage und Nächte zwischen Gebet und Talmudstudium, und schon um Mitternacht findet man sie in Andachtsübung. Eingehüllt in einem weiswollenen Tuche, Talith genannt, mit Asche auf dem Haupte, sitzen sie weinend und Klagegebete singend über das Unglück des jüdischen Volkes.

In Betreff der zu erhebenden Spenden theilen wir nach Ewald's Missionary Labours in Jerusalem (dem wir auch theilweise das Obige entnommen) folgendes mit:

Die Juden in Italien lassen nur alle zehn Jahre einmal einen Abgesandten aus Jerusalem für die Einsammlung der Gaben zu. Dieser Abgesandte sollte stets der Oberrabi der spanischen Gemeinde seyn, dem 40 Prozent für seine Mühe bewilligt werden. Indessen geht dieser Rabbi niemals selbst, sondern delegirt einen Anderen, dem er 25 pCt. giebt, während er 15 für sich behält. Der neueste Abgesandte blieb vier Jahre weg und brachte die Summe von 46,000 Francs mit nach Hause. Hiervon bekam die spanische Gemeinde zwei Drittel, die deutsche ein Drittel, und zwar bekommen die Chasidim gar nichts. Die Deutschen geben die Hälfte ihres Antheils an die Synagogen-Vorsteher für laufende Ausgaben, die andere Hälfte wird unter sämtliche Mitglieder der Gemeinde vertheilt, die in drei Klassen gesondert werden: Rabbiner erster Klasse, Rabbiner zweiter Klasse und Laien oder Ungelehrte (Amharazim). Von den Letzteren erhielt einer 35 Piafter, ungefähr 2 Tblr., von dem italienischen Gelde, die zweite Klasse 45 Piafter und die erste 55. Welche Kleinigkeit kommt also an diese armen Leute nach so vieler Mühe! Wäre es nicht besser, die italienischen Juden sammelten dieses Geld selbst für ihre armen Brüder und übermachten es durch ein Handelshaus? Alle die enormen Ausgaben würden dann erspart werden, und die darbenenden Juden zu Jerusalem würden den Vortheil genießen. Bei dem jetzigen Systeme bleibt die Hälfte in den Händen des Sammlers oder wird auf dem Wege verzehrt, und das, was in die Hände der Armen kommt, verdient nicht den Namen eines Geschenkes.

So weit Ewald. Hierauf müssen wir aber bemerken, daß dieser Vorschlag aus zwei Gründen nicht gut ausführbar scheint: Erstens haben die verschiedenen Regierungen, und namentlich die österreichische, das Einsammeln und Begleichen solcher Spenden verboten, und ein solches Verbot kann nur dann außer Kraft gesetzt oder umgangen werden, wenn ein Sammler persönlich bei Individuen auftritt. Zweitens wird stets die Aerndte der Spenden nach der persönlichen Gelehrsamkeit und Beredsamkeit des Sammlers gut oder schlecht ausfallen; dagegen würden selbst die allgemein orthodoxen Juden Italiens nur sehr unbedeutende Beiträge liefern, wenn der Eindruck solcher Persönlichkeit von ihnen fern bliebe. Und gesetzt, die ganze Summe käme ohne Abzug nach Jerusalem, so würde Jeder vier Thaler statt zwei haben! Ist diese Summe der Mühe und des Lärms werth, welcher wegen solcher Gelder seit einigen Jahren gemacht wird? Die Einsammlung und noch mehr die partielle Vertheilung der frommen Gaben, wobei sich der Chasid H. Lehren, großer Banquier und Fanatiker in Amsterdam, zu argem Nachtheil hervorgethan, hat zu Weiterungen, Denunciationen und Demoralisationen aller Art geführt und haben jeden Menschenfreund zu dem dringenden Wunsch veranlaßt, es mögen die frommen Juden Jerusalems solchen geizigen Gaben ganz entsagen und lieber einen halben Tag arbeiten, um so viel zu erwerben, daß sie den anderen halben Tag beten können. Zur Zeit des Königs David wie zur Zeit des Königs Herodes, wo der Gott Israel's sichtbar in Jerusalem wohnte als jetzt, haben die Einwohner nicht von Mitternacht an gebetet, sondern waren gewerthätig. Unter Herodes kam das Gold nicht von Italien nach Jerusalem, sondern von Jerusalem nach Italien! Uebrigens fordert ein merkwürdiger Umstand zu Betrachtungen auf. Die Pilger und Einwanderer aus Deutschland, Holland und Polen kommen als die ärmsten Menschen nach Jerusalem, um dort unter drückenden Verhältnissen zu leben. Warum läßt sich Herr Lehren nicht, der so begeistert für die Beförderung der Wallfahrten ist, warum läßt sich kein Glied des gleichgesinnten Hauses Rothschild in Jerusalem nieder? Diese Leute könnten von ihren Renten dort leben und Andere erhalten, und ihre persönliche Einwanderung würde nicht nur den Namen Gottes verherrlichen, sondern noch von sehr günstigen Folgen seyn!

Mannigfaltiges.

— Henry Wheaton's Geschichte der nordischen Völker. Kürzlich ist in Paris eine französische Uebersetzung dieses Werkes des amerikanischen Staatsmannes erschienen, der bekanntlich seit längerer Zeit als Gesandter der Vereinigten Staaten in Berlin beglaubigt ist. *) Es ist diese Uebersetzung jedoch nicht bloß als eine solche, sondern auch als eine vervollständigte Ausgabe des 1831 in englischer Sprache erschienenen Buches zu betrachten, das von dem gelehrten Verfasser selbst, der sich zu diesem Behufe mit seinem Uebersetzer in Korrespondenz gesetzt hatte, durch zahlreiche Noten und Zusätze, die Ergebnisse neuerer Forschungen, bereichert worden. Im Jahre 1838 hatte sich Herr Wheaton mit Herrn Erichson in Emden zur Herausgabe eines Werkes unter dem Titel „Scandinavia“ verbunden, in welchem die ältere und die neuere Geschichte Dänemarks, Norwegens und Schwedens behandelt und zugleich eine Darstellung der geographischen Verhältnisse dieser Länder, so wie der nordischen Mythologie, gegeben wurde. Die bei dieser Gelegenheit gesammelten Materialien, so wie die von Rask in Kopenhagen herausgegebenen „Antiquitates Americanae“, sind es hauptsächlich, die Herr Wheaton bei der französischen Redaction seiner „Geschichte der nordischen Völker“ benützt hat. Eine neue Einleitung zu derselben giebt einen gedrängten, aber vollständigen Ueberblick der altnordischen Mythologie, unter Benützung der Saga's, die seit der ersten Ausgabe seines Werkes im Druck erschienen. Ferner enthält ein neu hinzugekommenes Kapitel die Geschichte der Expeditionen und Eroberungen Robert Guiscard's und seiner Brüder in Sicilien und Griechenland bis zur Zeit des Erlöschens der normannischen Dynastie im südlichen Theile Italiens. Die französische Uebersetzung ist hierdurch viel stoffhaltiger und dem Geschichtsfreunde nutzbarer geworden, als das englische Original, das Herr Wheaton wohl auch bald einer ähnlichen Umarbeitung unterwerfen wird. Man sieht übrigens hieraus, daß sich der gelehrte Verfasser der „Geschichte des Völkerrechts“ **) durch seine diplomatischen Arbeiten nicht abhalten läßt, immer auch wieder zu seinen historischen zurückzukehren. Es ist nur zu bedauern, daß die erstere, zu denen namentlich auch der nicht ratifizierte Vertrag zwischen dem deutschen Zollverein und den Vereinigten Staaten gehörte, nicht eben so reiche, für die gegenseitigen Völkerverbindungen fruchttragende Erfolge haben, als seine Arbeiten auf dem Gebiete der Geschichte.

*) Histoire des peuples du Nord, ou des Danois et des Normands depuis les temps les plus reculés jusqu'à la conquête de l'Angleterre. Par Henry Wheaton. Edition revue et augmentée par l'auteur, avec cartes, inscriptions et alphabet runiques, etc. Traduit de l'anglais par Paul Guillet.

**) History of the law of nations in Europe and America, from the earliest times to the treaty of Washington, 1842. By Henry Wheaton, LL. D. etc. — Auch dieses Werk, das ursprünglich französisch abgefaßt war, hat bei seiner Uebersetzung in's Englische bedeutende Zusätze und Bereicherungen erhalten.